

# Das Stockholm-Syndrom oder Sich vorstellen können, dass es auch ganz anders sein könnte

Jürgmeier

*Wir werden geboren und leben, von Anfang an, in einer Todeszelle.  
Ungewiss nur, wann wir abgeholt und zum Schafott geführt werden.*

Bei meinem kleinen Cousin, der womöglich, es ist viele Jahrzehnte her, auch eine Cousine gewesen - ich habe ihn oder sie nie gesehen, und so richtig gegendert war das kleine Wesen ja noch nicht -, war es damals drei Tage nach der Geburt so weit. Es war einer dieser Tode, die mich zu Tränen rührten - vielleicht, weil ich wusste, wie sehr sich mein Götti «eigene» Kinder gewünscht; vielleicht, weil der Tod gekommen, bevor das Leben richtig begonnen; vermutlich waren es auch die ersten Tränen der Angst&Panik vor den kommenden Toden, auch meinem eigenen.

Wenn es einmal begonnen hat, das Sterben&Getötetwerden, hört die Konfrontation mit dem Tod (der anderen) ja erst mit dem eigenen Ende - das durch eigene Abwesenheit charakterisiert ist - wieder auf. Immer wieder bricht der Tod ins pralle, gemütliche oder langweilige Leben ein, macht deutlich, dass das Eis, auf dem wir uns bewegen, dünn ist. Nur ein Meter vor mir stand, rund zwanzig Jahre später, der weisse Sarg mit der Leiche einer Freundin, die sich, Ende Zwanzig, mit einem Mix aus Medikamenten&Kohlenmonoxid, das sie ins Innere ihres Autos geleitet, umgebracht hatte; so nahe, gerade mal hundert Zentimeter, wurde mir bewusst, so nahe war&ist das Ende von allem. Es gehört zu den Hinterhältigkeiten dieser Welt, dass uns der Tod eines alten Menschen - wobei «alt» in unterschiedlichen Zeitperioden, verschiedenen Teilen der Welt und wechselnden Lebensaltern mit anderen Zahlen assoziiert wird - als «natürlich», der Tod eines Menschen, der das statistisch «garantierte» Alter noch nicht erreicht hat, als «ungerecht» erscheint. Die Gefühle bei Tod&Beerdigungen hängen allerdings nicht nur von Sterbestatistiken, sondern auch von emotionalen Verbandlungen ab, und so bin ich, wie viele wahrscheinlich, in unterschiedlichsten Stimmungslagen in Kirchen und, selten, anderen Sälen gesessen, in denen «Abdankungen» zelebriert werden. Was mir vor allem anderen, weil häufig, erinnerlich ist, ich komme mit kleinerer oder grösserer Traurigkeit an und verlasse die Orte des Abschieds mit Ärger oder Wut.

«Wir danken dir, oh, Herr», wird mir und anderen Ungläubigen immer wieder vorgebetet; als ein Freund von mir, noch vor seinem dreissigsten Jahr, nach nur drei Monaten von einer Krebserkrankung niedergestreckt wurde, war dies für den Pfarrer Anlass zu besonderer Dankbarkeit. «Wie Jesus Christus», erinnerte er uns, der Freund war an einem Ostersonntag «erlöst» worden - welche EhreFreudeHeiligsprechung. **Den Tod hinnehmen, in gewisser Weise akzeptieren zu müssen - das ist die eine, eine äusserst traurige Sache;**

**ihn zu legitimieren, ja, zur besseren (und längeren) Hälfte des Lebens zu erklären, eine andere, eine für mich unerträgliche.**

Wogegen habe ich nicht schon protestiert - gegen den Einmarsch sowjetischer Truppen in Prag, gegen die Errichtung eines Atomkraftwerks in Gösgen, gegen die Stationierung von Atombomben, gegen den Krieg, die Ungerechtigkeit, die Ungleichheit, die Verschärfung des Asylrechts, die Diskriminierung von wem auch immer, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen usw. usw. Nur gegen den Tod, diesen grössten Skandal, bin ich noch nie auf die Strasse gegangen, habe ich weder Petitionen noch Initiativen unterschrieben, geschweige denn lanciert. Nicht aus Einverständnis, sondern, letztlich, aus dem Gefühl heraus, es lohne den Aufwand nicht wirklich. «Meh cha ja doch nüt mache.» Zugegeben, es gibt keine «angemessene Reaktion» auf den Tod, keinen «souveränen Umgang» mit ihm. Die einen brechen über Gräbern von Fremden zusammen, die anderen erklären in einer Art Schock, wenige Tage nach dem Tod eines geliebten Menschen, es gehe ihnen gut, es sei gut, wie es sei, sie hätten den Toten oder die Tote nicht mehr gebraucht und könnten ihn/sie gut gehen lassen; die einen ergehen sich in Trostsätzen aus Kalenderblättern oder irgendwelchen religiösen Schriften, die anderen spotten noch vor der Kirche über den letzten Arena-Auftritt bekannter PolitikerInnen und machen sich bereits vor dem Opferstock wieder über den neuen Occasionswagen einer Kollegin lustig.

Dass wir dem Tod hilflos gegenüberstehen oder liegen und seine Opfer, die «Hinterbliebenen», unbeholfen anstammeln oder -schweigen, ist verständlich, aber **die Sehnsucht nach Trost und der womöglich ehrlich gemeinte Wunsch, diesen den Verzweifelten zu spenden, enden meist in einem Diskurs, der die eigentliche Realität des Todes verdrängt und ihn, beispielsweise, zum Ziel des Lebens verklärt.**

«Ich gehe heim zu Gott, und dort geht es mir gut. Dort sehe ich alle meine Lieben wieder - das hoffe ich wenigstens.» So formuliert eine alte Frau im *Tages-Anzeiger* vom 9. Dezember 2013 das traditionell-religiöse Weltbild. In Todesanzeigen werden Menschen «von Beschwerden erlöst», «nach Hause gerufen» oder treten ihre «letzte Reise» an. «Der Tod ist nicht das Gegenteil von Leben. Leben hat kein Gegenteil. Das Gegenteil von Tod ist Geburt. Leben ist unvergänglich... Der Tod ist ein Übertritt in das, was immer war, was immer ist, und was immer sein wird...» Steht auf der als «konfessionslos» deklarierten Website «www.radhe.ch», die sich offensichtlich an der hinduistischen Bhagavad gita orientiert. Die Zurückbleibenden aber phantasieren sich häufig als Unsterbliche, der oder die Tote, schreiben sie, ausgerechnet, in Todesanzeigen nicht selten, wird «ewig in unserem Herzen weiterleben».

**Gemeinsam ist fast allen Trost-Ideologien, dass sie eine Art Versöhnung mit dem Tod propagieren.** Auch in der Ausschreibung zum 8. Essay-Wettbewerb des Bundes 2014 «Schlafes Bruder, wann stirbst Du Spielverderber endlich?» heisst es: «Unsere Sterblichkeit akzeptieren lernen und den Tod nicht als Spielverderber fürchten ...» Da wird unterschlagen, dass der Tod mehr ist als Spielverderber, er beendet alle Spiele, alle Lebensmöglichkeiten und jede Hoffnung darauf, dass es noch anders kommen, das Leben doch noch gelingen könnte.

Damit der Tod gar als «Erlöser» gesehen werden kann, ist er auf KomplizInnen angewiesen, und die hat er nicht selten: **Altersgebresten, Krankheiten, Leiden&Co. traktieren Menschen so lange, bis sie um den Gnadenstoss in einem gnadenlosen Leben betteln.**

Das heisst, bevor der Tod über den roten Teppich schreiten kann, kommen die Folterer. Ist ein Leben ohne Folter undenkbar?

Aber auch jene, die ein erfülltes, glückliches Leben ohne gröbere Folter geniessen können und davon ausgehen, dass es kein irgendwie geartetes Hinterher&Paradies gibt, sind von der Versöhnlichkeit mit dem Tod angekränkelt und nehmen selbst die Endlichkeit eines gelebten Lebens dankbar an; sogar ich erkläre immer mal wieder, es wäre «in Ordnung», wenn ich morgen stürbe, mir sei vieles zugefallen, mehr als mir zustünde. **Wir alle nehmen es bescheiden hin, dass das Leben ein begrenztes ist, dass es Leben nur um den Preis des Todes, dass es den Fünfer und das Weggli, ein Leben ohne Ende nicht gibt.** Wir

denken in Zwangsdualitäten - Oben&Unten, Arm&Reich, Schwarz&Weiss, Mann&Frau, Krieg&Frieden, Licht&Schatten, Leben&Tod -, wir glauben, das eine gebe es nicht ohne das andere. Als könnten wir nur in solch dualistischen Figuren denken. Als hätten wir Angst vor dem Vorwurf der Masslosigkeit, wie er im Subtext der Ausschreibung des bereits genannten Essay-Wettbewerbes mitschwingt. «Ist nicht erst kostbar, was auch begrenzt ist? Oder wie lange möchten Sie leben? Reicht ein Jahrhundert oder müssen es schon 200 Jahre sein, um alle Ecken der Welt kennenzulernen, die zahllosen Freizeitangebote zu geniessen und noch die Ururenkel aufwachsen zu sehen?» Hier wird der Wunsch nach ewigem Leben im Diesseits - den kaum jemand zu formulieren wagt - als grenzenloser materieller Konsumismus diffamiert. Zugegeben, ich hätte ganz gerne die Saurier gestreichelt. Muss, wer ein ernsthaftes, sinnvolles, erfülltes Leben leben will, zum Sterben bereit sein? Wie viele Tage bleiben ihm/daher für drei oder wenigstens achtzig Jahre? Und, angesichts der Lebensdauer von Wüsten&Bergen, ist nicht gerade die Beendigung von Leben nach ein paar wenigen Jahren - damit, wenig nachhaltig, Platz für neues Leben geschaffen werden könne, heisst es - die eigentliche Verschwendung, die an unsere Wegwerfgesellschaft mit ihren kurzen Verfallszeiten erinnert? Und weshalb stellen sich jene - die Langeweile gegen ein ewiges Leben ins Feld führen - ein ewiges Leben im Himmel spannender vor als auf Erden? Haben sie oben das bessere Fernsehprogramm?

**Die Begründungen für den Tod sind himmeltraurig; wenn es ihn nicht schon gäbe, seine Einführung hätte in keinem Parlament der Welt die geringste Chance.** Der Tod ist ein Faktum - ein nicht zu leugnendes, nicht wirklich zu bewältigendes -, aber warum all diese Gebärden des hinnehmenden Einverständnisses mit dem jedem Leben Entgegengesetzten, dem ganz Anderen, dem Feind des Lebens? «Im einen Moment belebte Materie, im nächsten Moment dasselbe, nur ohne Adjektiv», beschreibt es der durch einen Hirntumor bedrohte (und inzwischen verstorbene) Wolfgang Herrndorf in seinem Blog-Buch *Arbeit und Struktur*. Eine auf die Spitze getriebene Bejahung des Todes, ein eigentliches Ihm-in-die-Arme-Fallen ist auf der Website der Anti-Powerpoint-Partei nachzulesen:

«Der Tod ist das Wichtigste, was Ihnen im Leben passiert. Der Tod ist da, damit Sie ihn lieben lernen, denn dann lieben Sie auch das Leben und dann lieben Sie auch sich selber.» Diese geradezu leidenschaftlich-verliebte Hingabe an den Tod basiert zum einen auf der Verdrängung seiner Eigentlichkeit, zum anderen auf dem Versuch, die Situation

absoluter Hilflosigkeit, die der Tod schafft, durch Identifikation mit dem Aggressor - wie es die Psychologie nennen würde - wegzuzaubern und die Kontrolle zurückzugewinnen. Vergleichbar dem so genannten «Stockholm-Syndrom», das darin besteht, dass das Opfer einer Geiselnahme den «maximalen Kontrollverlust» damit erträglich zu machen sucht, dass es sich einredet, «es sei zum Teil auch sein Wille, beispielsweise, da es sich mit den Motiven der Entführer identifiziert» ([www.wikipedia.org](http://www.wikipedia.org)). Oder wie es eine Exponentin der New-Age-Bewegung, Marilyn Ferguson, in ihrem Bestseller *Die sanfte Verschwörung* in Bezug auf ganz gewöhnliche Beschränktheiten des Lebens formuliert: «Es gibt zwei Möglichkeiten, ein erfolgreiches Leben zu haben, einmal alles zu kriegen, was du willst, und nur sehr wenige können dies schaffen, die andere Möglichkeit ist, alles zu wollen, was du kriegst.»

**Wenn schon gestorben werden muss, dann wenigstens mit unserem Einverständnis.** Während es nach Entführungs- oder anderen Gewaltfällen - auch wenn es eine fast übermenschliche Anforderung an die Opfer ist - so etwas wie Versöhnung geben könnte, mit dem Tod ist solches undenkbar, denn das EntwederOder gehört zwingend zum Phänomen des Todes - er oder ich. Basta. Diese Realität des Todes und seine Unausweichlichkeit sind letztlich zu akzeptieren, im Sinne der (zähneknirschenden) Hinnahme eines (offensichtlich&vorerst) gegebenen Faktums, aber ihn auch noch zu bejubeln, ist allzu voraus-eilender Gehorsam. Es ist zu unterscheiden zwischen Wahrnehmen&Hinnehmen von Realität (es wird gestorben) und Ideologisierung&Bejahung dieser Wirklichkeit (es ist gut, dass gestorben wird). Ob von Göttern&Göttinnen, Zufällen&Naturgesetzen hervorgebracht - eine Welt, in der gestorben wird, was das Zeug hält, ist nicht die beste aller Welten. **Die beste aller Welten wäre eine ohne den Tod sowie seine MittäterInnen&LebensvermieserInnen.** Auch für Fliegen. Soviel Widerstand, wenigstens im Denken, muss sein. «Den Tod entrecht, wenn wir ihn schon nicht entmachten können», bringt es (der 2013 gestorbene) Jürg Amann in seinem Buch *Nichtsangst* auf den Punkt. **Sich vorstellen können, dass es auch ganz anders sein könnte, der Realität des Todes die Utopie des Lebens ohne Leiden&Verfall entgegenzusetzen, das ist, gewissermassen, die Ur-Denkfigur des Widerstands gegen das Vorgefundene.** Die wiederkehrende Trauer ob des Grabens zwischen Wunsch und Wirklichkeit ist die Erinnerung an das ganz Andere, ist, so Jürg Amann, der «Sand im Getriebe».

Meine eingangs beschriebene Wut, mit der ich Beerdigungen (häufig) verlasse, ist zum einen meine Art, Tod&Trauer zu verdrängen, es ist aber auch die Wut ob des Faktums Tod und, vor allem, ob seiner Legitimation. So gesehen, ist es, auch, eine Widerstandsgebärde. Wut, aber auch Trauer sind Proteste gegen tödliche und harmlosere Realitäten sowie ihre ideologischen Rechtfertigungen, sind die Grundlage dafür, sich Welten&Weltchen auch ganz anders vorstellen zu können. Wo es nicht gelingt, den Graben zwischen Vision und Realität durch Veränderung der letzteren zu überwinden, werden Trauer&Wut zu StatthalterInnen der Utopie, die Literatur (siehe Frisch&Benjamin) zu deren Sprecherin.

Und so endet dieser Text doch noch als Protestnote gegen den Tod, ohne Adressatin zwar, als eine Art Manifest für ein Leben ohne Tod, als Aufruf zur Gründung einer Gemeinnützigen Gesellschaft, die sich die Überwindung des Denkens&Handelns in Dualitäten,

die Befreiung vom «Me cha ja doch nüt mache» im Kleinen&Grossen zum Ziel setzt, und deren Mitglieder, bis wir in der besten aller Welten angekommen oder selbst getötet worden sind, jeden Tod beklagen&betrauern und mit frisch genährter Wut von Beerdigungen ins Leben zurückkehren.

Dieser Text wurde 2014 erstmals in der Anthologie *Schlafes Bruder, wann stirbst Du Spielverderber endlich?* –«Der Bund» Essay Wettbewerb – Die 20 Besten im Offizin-Verlag, Zürich, veröffentlicht.